

VOLKSRELIGION ODER WELTRELIGION? LANDESKIRCHE ODER BEKENNTNISKIRCHE?

REDE

GEHALTEN ZUR FEIER DER AKADEMISCHEN PREISVERTEILUNG
IN JENA AM 19. JUNI 1915

VON



D. W. THÜMMEL

O. Ö. PROFESSOR DER THEOLOGIE, PROREKTOR DER UNIVERSITÄT



JENA
VERLAG VON GUSTAV FISCHER

1915

Hochansehnliche Versammlung! Verehrte Kollegen! Liebe Kommilitonen!

Vor einem Jahre sprach an dieser Stelle mein Herr Amtsvorgänger zu unserem Kreise über das Thema: Deutschland und Frankreich im Wandel der Jahrhunderte. Fast wie eine Weissagung mutet mich heute die Wahl jenes Themas an, und der warnende Unterton in der Rede, der von dem Wetter raunte, „das die über Europa, ja über die Welt hinbrausenden Stürme bringen würden“. In diesem Jahre zwischen jener Rede und heute — welche Fülle himmelan liebender und tief niederbeugender Erlebnisse für jeden Einzelnen, welches beängstigende und mit froher Hoffnung erfüllende Kreisen im Leben der Völker! Noch ist die Entscheidung nicht gefallen, noch müssen wir den Atem anhalten und dem Klirren der Würfel im eisernen Spiel um Leben oder Untergang unseres Volkes lauschen. Wenn mir in dieser Stunde die Aufgabe obliegt, vor einem größeren Kreise ein wissenschaftliches Thema aus meinem besonderen Fache der praktischen Theologie zu erörtern, so darf dieses Thema nicht erwarten, außerhalb der Stimmung und Spannung, in der wir alle uns befinden, einen Resonanzboden zu finden. Auch mein heutiges Thema muß eine der vielen aus diesem Kriege auf uns einstürmenden Fragen behandeln.

Indem ich diese Notwendigkeit ins Auge fasse, begegnet mir die Tatsache, daß neben der unerwartet starken Eintracht der politischen Parteien im Reiche zu dieser Zeit der eine Riß, der Deutschland tief trennt, zwar durchaus nicht geschlossen, aber wenigstens überbrückt zu sein scheint. Die Feindseligkeit und der Hader der beiden Konfessionskirchen, die noch die weit überwiegende Zahl der Bewohner Deutschlands zu ihren Gliedern zählen können, sind zurzeit verstummt. Ist diese Tatsache nicht anders einzuschätzen, als der Burgfrieden zwischen den politischen Parteien, von denen trotz mancher Besserungen in Art und Ziel des Kampfes, die zu erhoffen sind, doch feststehen dürfte, daß ihr Ringen und Streiten nach

dem Frieden wieder anheben muß, schon um das politische Leben nicht versumpfen zu lassen? Kann der „Kriegsfrieden“ zwischen den beiden Kirchen, die doch beide nach demselben Namen Jesu Christi sich nennen, und deren Absehen doch auf „Friede auf Erden“ gerichtet sein muß, nicht der verheißungsvolle Anfang eines bleibenden, aufrichtigen Friedens zwischen den bisher nur spöttisch „Schwesterkirchen“ genannten Religionsgemeinschaften sein? Mehr noch: dürfen wir vielleicht von diesem kirchlichen Kriegsfrieden und von den starken seelischen Erschütterungen, unter denen er sein Dasein erzwungen hat, erhoffen, daß der alte, schöne Traum von einer einigen christlichen Kirche deutscher Nation auf die höhere Stufe eines festen Zieles unseres Willens gehoben würde?)?

Eine zweite Beobachtung ermuntert mich, den Boden dieser lockenden Gedankengänge heute nicht zu scheuen: am 18. Februar 1874 schrieb Kaiser Wilhelm I. an Lord Russell zum Dank für Sympathiebezeugungen, die ihm aus England zur Unterstützung in dem heiß erbrannten Kulturkampfe tibersandt waren, bedeutungsvolle Ausführungen über die Gemeinsamkeit der protestantischen Interessen in Deutschland und England gegenüber den Übergriffen der katholischen Kirche?). Damals standen also deutsche und englische Protestanten vereint gegen deutsche Katholiken. Heute sehen wir die Versuche, zwischen deutschen und englischen Kirchennägern wenigstens einige Bande der Gemeinschaft nicht abreißen zu lassen, mißglückt, aber im deutschen Heere sehen wir evangelische und katholische Geistliche abwechselnd ihren und den anderen Konfessionsangehörigen predigen, die Verwundeten trösten, die Sterbenden einsegnen, und der katholische Bischof von Straßburg hat katholische Kirchen dem evangelischen Gottesdienst in Notfällen zu öffnen gestattet. Das völkische Bewußtsein hat sich stärker erwiesen als die mit der Zugehörigkeit zu einer Bekenntniskirche meist verbundene Absonderung. Der Krieg mit seiner starken Herausstellung des Wirklichen hat die Richtung der einst viel bezweifelten Äußerung Döllingers?) herausgestellt, „daß ein deutscher Katholik, nach Calabrien versetzt, auch wenn er der Landessprache mächtig sei, schwerlich sich mit den ihm umgebenden Südtaleniern als Bekennner der gleichen Religion fühlen werde; so fremdartig würde ihm diese ganz materialistische und magische Verzerrung der Christusreligion vorkommen. Während doch — so fährt Döllinger fort — etwa ein deutsches Ehepaar, von welchem der eine Teil katholisch,

der andere evangelisch sei, eine gemeinschaftliche Hausandacht in Gebet und Bibellesung miteinander begehren könne“. Die Gemeinsamkeit von Sprache und Sitte sei stärker, als die einer einstmals abgegebeneren Zustimmung zu denselben kirchlichen Bekenntnisätzen.

Diese zweite Beobachtung, daß das völkische Bewußtsein sich stärker erwiesen hat, als die Elemente der Gemeinschaft einer Bekenntniskirche, fordert eine prinzipielle Erklärung. Diese Forderung einer prinzipiellen Erklärung bietet mir zugleich die Sicherung vor einer sich hier leicht einstellenden Gefahr. Nämlich wenn ich dem alten Traum einer einigen christlichen Kirche deutscher Nation nachgehe, kann ich leicht in die Gedankengänge praktischer Kirchenpolitik geraten, und das würde der Stelle nicht zustehen, von der ich heute zu reden habe. Ich habe hier die grundsätzliche Unterlage der Veränderung der interkonfessionellen Verhältnisse in Deutschland, wie sie der Krieg hervorgebracht hat, herauszustellen und die Prinzipien, von denen das hier vorliegende Problem bewegt wird, zu beurteilen. Die hier vorliegende prinzipielle Frage formuliere ich in folgender Weise: Entstehen die Religionen und die Kirchen aus dem Volkstum und bestehen sie innerhalb des Volkstums? Oder entstehen die Religionen und die Kirchen aus supranationalen Gedanken und bestehen sie in der Zustimmung zu diesen, Katholizität beanspruchenden Gemütsinhalten? Oder anders: Gibt es nur Volksreligionen, oder müssen Religionsgemeinschaften von nationaler Begrenzung unabhängig sein? Und innerhalb einer Religion lautet diese Frage: Sind Landeskirchen oder Bekenntniskirchen die dem Wesen der Kirche entsprechenden Bildungen?

Diese Fragestellung ist nicht neu. Ich sehe sie schon im Jahre 1860 mit einseitiger Entschiedenheit beantwortet in der von den Herausgebern Lazarus und Steinthal dem I. Bande ihrer „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft“ vorgesetzten programmatischen Einführung. Dort heißt es?): „Jedes Volk hat seine Religion: die Katholizität ist und war unmöglich. Der Deutsche, der Italiener und der Grieche haben und hatten zu allen Zeiten verschiedene Religionen, weil sie verschiedene Völker sind. Man rede also weniger vom Christentum, als von den christlichen Völkern, und zwar von jedem derselben besonders. Denn der Volksgeist ist das

eigentliche Agens, das die Botschaft hört und sie deutet und versteht, wie es kann. Wenn es eine wirkliche Katholizität geben kann, so ist es die der Theologie oder jeder Wissenschaft.“ Die enge Verbindung zwischen Religionsübung und Volkstum zeigt sich schon in der primitiven Religionsform des Totemismus. Zwischen Animismus und Fetischismus die Mittelhaltend, betrachtet der Totemismus eine Tierart oder auch eine Pflanze als die Zusammenfassung seines Volksstammes und als die Repräsentation der Erlebnisse der einzelnen Glieder dieses Stammes. Dieses Tier darf nicht getötet werden, mit seinen Insignien schmückt man sich, und alles, was der Einzelne erlebt, kommt ihm zu durch die Vermittlung des Stammes und des Schutziertes über diesen Stamm. Eduard Meyer hat in seiner Geschichte des Altertums die ersten Stadien der religiösen Entwicklung ebenfalls über diese eigige Verbindung des Volkstums mit der Religionsübung ihren Weg nehmen lassen⁵⁾. Er unterscheidet in den ersten Vorstellungen von Göttern die Verehrung der universellen himmlischen Mächte, die in der ganzen Welt wirken, von dem Kultus der lokal begrenzten Gottheiten, die mit einem bestimmten menschlichen Verbands, Stamm oder Volk in Verbindung stehen. Die universellen himmlischen Mächte offenbaren sich durch ihre ewig gleichartigen Wirkungen, die lokal begrenzten Stamm- und Volksgottheiten sind mehr in den besonderen Anliegen eines Volkes oder auch der Einzelnen im Volke tätig. Daher muß man sich mit diesen zu stellen suchen. Man muß sie durch einen besonderen Kultus gnädig und geneigt stimmen, während die hohen himmlischen Gewalten fast des Kultus ganz entbehren müssen. Die national begrenzten kleineren Götter haben einen immer bunter ausgestatteten Kultus. Der Kultus trägt immer nationale Färbung, und der Einzelne tritt mit der Macht der Gottheit nur als Glied des Volkes in Verbindung; die Religionsübung ist mit Staat und Volkstum auch auf dieser höheren Stufe der religiösen Entwicklung noch eng verwachsen.

Als aber die Kultur zunahm, und als über die Volksgrenzen hinausgreifende Kulturkreise entstanden, die die Volkskreise teils schritten, teils zusammenschlossen, führte das zum Austausch der Gebräuche und Gedanken und zu einer Kritik, die sich meist gegen die alten volkstümlichen Gebräuche und Anschauungen richtete. Bald war nicht mehr die national begrenzte Gottheit der Gegenstand der Verehrung, und ebenso bald war nicht mehr

das Volk das notwendige Verbindungsglied zwischen dem Einzelnen und der Gottheit, sondern dieser Einzelne selbst sollte von der Religion ergriffen werden. So wurde aus der Volksreligion eine Individual- und zugleich eine Universalreligion, die sich noch dazu immer mehr ethisch zu orientieren suchen mußte. Das klassische Beispiel für diesen Verlauf der Entwicklung bietet das Volk Israel. Volkstum und Religionsübung sind in einem Partikularismus vereint. Da treten die Propheten auf; sie sind universalistisch gesinnt, und die Vorrechte des Volkes erklären sie für eitel, wenn sich der Einzelne nicht bessere; sie predigen in dem Universalismus die ethisch orientierte Individualreligion. Nicht anders verhält es sich mit dem mutandis mit den Orphischen und Mysterien-Kulten. Auch sie haben die nationalen Kulte am meisten verdrängt und wurden Weltreligionen. Sie haben die in ihren Anfängen gelegenen guten Keime nicht kraftvoll wachsen gesehen, sie sind verkümmert, nachdem sie ihren Universalismus vergessen hatten. Ein lehrreiches Beispiel für diesen Gang der Dinge bietet der heutige Zustand der Religion in Japan⁶⁾. Die alte Landesreligion war verdrängt worden durch den von außen gekommenen Buddhismus, eine ausgesprochene Individual- und ethnische und Universalreligion. Aber dieser Buddhismus verkümmerte auch dort in Japan in den lokal und sektennmäßig verschiedenen und immer bunter ausgestalteten Kultusfesten. Die alte Landesreligion des Shintoismus vegetierte jahrhundertlang in und mit dem entarteten Buddhismus; in ein und demselben Tempel wurden shintoistische und buddhistische Gottheiten verehrt⁷⁾. Als aber im Jahre 1868 die große politische Umwälzung⁸⁾ durch die die Kaisermacht wiederhergestellt wurde, die leitenden Staatsmänner nach einer Religion Umschau halten ließ, die dem Staat gute Dienste leisten könnte, wollte man die alte Landesreligion des Shintoismus wieder zum Leben erwecken. Man förderte seine bewußte Scheidung von dem Buddhismus und machte ihn zur Religion des Hofes. Seine Aufgabe war: die Erzeugung der Kaiser-treue und eines höchsten Maßes von Patriotismus. Es ist bekannt, daß diese beiden Tugenden Japans Ruhm bilden, und da daneben der noch immer weiter vegetierende Buddhismus den unteren Volksschichten und für die Feier hoher Staatsaktionen den erforderlichen Pomp eines bunten Kultus darbietet, so scheint Staat und Volk Japans in religiöser Hinsicht gut versorgt zu sein. Aber es scheint auch nur so, denn, wie die besten Männer

Japans klagen, es fehlt die ethische Einwirkung auf das einzelne Individuum, die nur eine Universalreligion ausüben kann. Nur eine Universalreligion ist überhaupt eine Religion, denn wenn die Religion das Verhältnis des Menschen zu Gott in sich begreift, und wenn Gott nur Einer ist, so ist dieser Eine allen Menschen gleich gütig und nahe. Nur die Art, wie die Menschen diesen Einen Gott suchen, erkennen und sich zu ihm nahen, ist verschieden, und die konstituierenden Faktoren dieser Art, Gott zu suchen, setzen sich in erster Linie zusammen aus der Sprache und aus der Sitte, und das heißt: aus den ersten Bestandteilen des Volkstums.

Darum kann eine Religion nicht in den Grenzen eines Volkes eingeschlossen sein, wohl aber eine Kirche. Der Irrtum von Lazarus und Steinthal in ihrer vorher wiedergegebenen Entscheidung beruht darauf, daß sie Religion und Kirche nicht auseinanderhalten. Sie erblickten das Wesentliche der Religion im Kultus, in den „Höflichkeitformen im Betragen gegen die Gottheit“, und in der religiösen Gemeinschaft sehen sie nur die Regelung eines Verhältnisses von Mensch zu Mensch. Aber je ethischer und je individualistischer eine Religion ist, um so weniger Kultus hat sie, und um so mehr ist ihr Absehen auf die Regelung des Verhältnisses des Einzelnen zu Gott gerichtet. Die Religionen, die einen vielgestaltigen Kultus haben und sich unter der schönen, reichen Ausgestaltung dieses Kultus immer mehr verlieren, werden dadurch immer mit ihrem Volke in Berührung bleiben; der Kultus, der mit Sprache und Sitte operieren muß, ist dadurch zum guten Teil national. Dadurch ist die katholische Kirche an vielen Orten vollstümlich, weil sie einen Kultus zweiten Ranges zum Träger volkstümlicher Sitten und Gebräuche werden ließ. Aber die eigentlichen Weltreligionen, der Buddhismus, das Christentum und der Islam, haben ihre Ausbreitung gefunden nicht durch einen Kultus, den sie in ihren reinsten Anfängen fast gar nicht gehabt haben, sondern durch die Macht ihrer supranationalen, auf dem allgemein-menschlichen Geistesleben beruhenden Gedanken. Wie diese Religionen sich geschichtlich ineinander schieben, und wie sie letztlich zu werten sind, gehört nicht hierher; hier ist nur zu wiederholen: nur eine Universalreligion ist eine Religion.

Aber eine Kirche, die Zusammenfassung der Mittel, durch die die Menschen Gott zu suchen und zu haben trachten, kann nicht nur national sein; ich gehe heute weiter und sage, sie muß national sein. Ich finde

diese Wahrheit mit gleicher Entschiedenheit vertreten von Theodor Kaftan mit den Worten: „Ist der ökumenische Zug der Kirche eine Wesensnotwendigkeit, so ist ihre Gliederung in nationalkirchliche Ausprägungen eine Wirklichkeitsnotwendigkeit“⁹⁾. Kaftan geht noch weiter, indem er die Zersplitterung der Christenheit in Völker als von Gott gewollt, einwandfrei und daher richtiger als Gliederung bezeichnet, aber die konfessionelle Zersplitterung „beruhe auf Verirrungen“¹⁰⁾. Wir wissen, daß die von der Mission in einem Volke begründeten Christen-Gemeinden erst dann Bestand verheißten, wenn sie so mit dem Volksleben verschmolzen sind, daß eine Volkskirche, in Sprache und Sitte ausgestaltet, sich gebildet hat. Es ist unmöglich, diese Sätze heute im Rahmen dieser Stunde geschichtlich zu belegen. Nicht eine Entartung und eine Sünde wider den Universalismus des Christentums bedeuten nationale Kirchen, sondern sie allein werden der Individualität der Volksseele gerecht.

Unausweichlich leiden die Volkskirchen auch an den Nachteilen, die ihr Verflochtensein mit dem Volksleben mit sich bringt. Einer dieser Nachteile stellt sich uns gerade jetzt dar: unser Volk führt Kriege, und die Kirchen, die in und mit dem Volke wirklich leben, sehen sich in die Kriegsschrecken hineingertissen. „Wer meint, dies ließe sich überhaupt vermeiden“ — schreibt wiederum Theodor Kaftan schon im Jahre 1903 — „dem fehlt jeder Wirklichkeitsinn“¹¹⁾. Ein Christ, der den überall hervortretenden Widerspruch zwischen dem, was auf Erden ist, und dem, was sein soll, tief erfährt hat, kann über diesen Konflikt nicht in ein so starkes Erstarren geraten, wie es jetzt häufig geäußert wird. Ich will dieses christliche Erstarren darüber, daß trotz des Gegensatzes des Christentums zum Kriege die Volkskirche doch im Kriege mitut, an einem besonderen Beispiele aufzeigen. Unser Heer draußen und wir hier im Lande singen mit besonderer Andacht in dieser Zeit das niederländische Dankgebet. Die Melodie ist kraftvoll, der heute unter uns angenommene Text spricht die feste Zuversicht eines von allen Seiten bedrängten Volkes aus, dem schon Hilfe von Gott zuteil geworden ist. Vor fast zwei Jahrzehnten schon erhob der auch in der Hymnologie wohlbewanderte Professor des Alten Testaments Budde in Marburg Einspruch gegen diesen Text und wies unwiderleglich nach, daß er mit dem ursprünglichen holländischen Liede des Notars Adriaans Valerius nur sehr wenig noch gemein hätte¹²⁾. Jetzt, da der Choral in diesem Kriege wohl — nach

„Ein feste Burg“ — der am meisten gesungene ist, erneuert Buddé seinen Einspruch und beanstandet die israelitisch-alttestamentlichen Vorstellungen des Liedes. Buddé hebt unter anderem hervor, daß die Sänger dieses Liedes sich nach dem neuen Text allein für die Guten, die Gegner nur für die Schlechten hielten, und daß Gott allein zu ihren Gunsten eingreifen würde. Das sei, so meint Buddé weiter, alttestamentlich gedacht, und (Gott sei damit national begrenzt, partikularistisch geworden, während der ursprüngliche Text universalistisch sei und in ethischer Weise zur Besserung ermahne. Darum sei es verwunderlich und nicht zu billigen, daß wir jetzt den Text des Wiener Librettisten Weyl mit seiner jüdischen Färbung an die Stelle des alten niederländischen Liedes gesetzt hätten. Unleugbar sind das echte altniederländische Lied und die vortreffliche Übertragung Buddés ethischer, weil mehr zur Selbstprüfung und Selbstbesinnung, zur inneren Einkehr und Umkehr einladend. Aber es gibt im Leben eines Volkes Augenblicke, wo es so stark von der Gerechtigkeit seiner Sache überzeugt ist, daß es den Mut findet, seine Sache und Gottes Sache gleichzusetzen, und wo seine Not so groß ist, daß dieses Volk nur noch nach oben rufen kann: Herr, mach uns frei von den Bedängern ringsum! Ich erblicke in der großen Begeisterung, mit der dieses Lied jetzt gesungen wird, einen Beleg dafür, daß das Volk den nationalen Klang in einem Kirchenliede mit Freude gehört und aufgegriffen hat. Die Stärke dieses nationalen, ja, kriegerischen Klanges in einem Kirchenliede kann die Gefahr nahebrücken, in alttestamentlichen Partikularismus zurückzufallen, aber die Stärke religiöser Zuversicht wandelt überall hart an der Grenze dieser Gefahr. „Ein feste Burg“ stammt auch aus dem Alten Testament, aus dem 46. Psalm, aus dem Gebet zu dem Gott, der den Kriegen steuert in aller Welt, der Bogen zerbricht, Speiße zerschlägt und Wagen mit Feuer verbrennt, und die starke Zuversicht daß „Gott in seiner Stadt sei“, kann auch eine Äußerung des irregehenden religiösen Partikularismus werden. Die Gefahr ist vorhanden, aber ihrwegen den kraftvollen Ausdruck des Weylschen Textes aufzugeben würde den Kafianschen Vorwurf mangelnden Wirklichkeitssinnes auf sich laden.

Ebenso verhält es sich mit der jetzt wieder oft zu hörenden Rede vom deutschen Gott. Diese Rede will keinen religiösen Partikularismus hervorufen, sondern sie soll die deutsche Art bezeichnen, in der wir die Offen-

barung Gottes aufnehmen. Dazu sollen wir zu sicher in unserem Christentum beruhen; als daß durch ein solches Wort die Bedeutung der in der Erscheinung Jesu Christi endgültig geschehenen Offenbarung ins Wanken geraten könnte. Aber die Art, in der diese religiöse Erscheinung von uns aufgenommen wird, ist die deutsche Art, und diese Art hat seit den Tagen des Heland nicht erfolglos unter uns gewaltet.

Eine nationale Kirche muß ihre schlimmste Versuchung darin erblicken, in die inneren Kämpfe eines Volkes verstrickt zu werden. Die hier oft gehörte Mahnung, sich von jeder Betätigung im öffentlichen Leben fernzuhalten, erinnert allzusehr an die billige Weisheit, daß nur der nicht naßgeregnet werde, der nicht ausgehe. Nein, eine nationale Kirche darf an den inneren Nöten des Vaterlandes nicht vorübergehen, nur müssen es Nöte des Landes, nicht die einer Partei sein, zu deren Heilung sie mitwirkt.

Ich kann in dem Zusammenhang meines heutigen Themas nicht auf die Einwürfe derjenigen eingehen, die überhaupt von einer Kirche nichts wissen wollen, dabei aber doch religiös sein zu können behaupten. Eine Religion ohne eine Kirche, ohne eine Summe von Veranstaltungen, um den überkommenen Besitz von geistlichen Gedanken und Vorstellungen und Übungen zu erhalten und zu verbreiten und zu vermehren, ist eine Unmöglichkeit. Sondern wenn ich heute von der Möglichkeit und Notwendigkeit nationaler Kirchen spreche, muß ich auf den anderen Einwand eingehen, ob denn, wenn eine nationale Kirche in einem Volke herrsche, dadurch nicht der unerträgliche Zwang aufgerichtet werde, daß nur diese Art, sich zu Gott zu nahen und ihn zu suchen, in diesem Volke konzesioniert und privilegiert sei? „Es sei völlig ausgeschlossen“, so urteilt Wundt in seiner Völkerpsychologie 13), „für jeden, der die menschliche Natur in ihren Unterschieden an Begabung, an Lebensbedingungen und individuellen Bedürfnissen in Rechnung zieht, daß sich die Hoffnungen auf eine Ausgleichung auch nur der allgemeinsten Unterschiede in den religiösen Strömungen und Richtungen jemals verwirklichen würden“, und um auch einen katholischen Zeugen zu vernehmen, so bekennt Marco Minghetti 14) in seinem bedeutenden Werke: Staat und Kirche, für sein Vaterland Italien, daß „heutigen Tages noch keine Religionsform entdeckt sei, die alle aufnehmen und ihre Wünsche befriedigen könnte“. Es ist richtig, daß nicht auf dem Wege der Uniformierung, sondern auf dem der Differenzierung

der religiösen Stimmungen und Gesinnungen das höhere Ziel unserer religiösen Entwicklung liegt, aber sowohl bei Minghetti als auch bei Wandt liegt der Fehler vor, daß sie unter der Kirche stets eine Gemeinschaft von Menschen verstehen, die in dem tiefsten Empfinden und Erleben ihrer Persönlichkeit zusammenstimmen müßten. Eine derartige wahrhaft religiöse Gemeinschaft kann vielleicht auf Stunden oder Augenblicke in gleicher gemeinsamer Stimmung, und dann mit zwingender Gewalt, Bestand haben, aber für das ganze Leben richtunggebende Empfindungen und Erlebnisse, die für eine größere Gemeinschaft gleichartig und gesetzmäßig wirksam sein sollten, gibt es nicht. Die Verschiedenheit der Persönlichkeiten in ihrem tiefsten Empfinden ist unendlich, ihre Unterschiede für ihr ganzes Leben auszugleichen, ist aussichtslos. Aber die Kirche ist nach der Augustana, Artikel 7, „eine Versammlung aller Gläubigen, bei welchen das Evangelium rein gepredigt und die Sakramente laut des Evangelii gereicht werden“. Eine Gemeinschaft gleichgesinnter, gleichgestimmter, im innersten Grunde zusammenklingender Persönlichkeiten darzustellen, hat sich die Kirche als ihre Aufgabe gestellt, aber die Behauptung, diese Aufgabe vollkommen erfüllen zu können und diese Fähigkeit als das Wesen der Kirche ausmachend hinzustellen, ist stets das Kennzeichen Montanistischen, Donatistischen und Baptistischen Sektentums gewesen. Die Kirche hat als ihr Wesen ausmachend nur die Summe der Mittel und die Art, wie ein Mensch zur Einigkeit mit seinem Gott und danach auch mit einigen gleichgestimmten Menschen komme, ausgegeben.

Es ist bezeichnend, daß Luther in der Schrift „Von den Conciliis und Kirchen“¹⁵⁾ aus dem Jahre 1539, also neun Jahre nach der Augustana, ganz unbekümmert um die bekannten zwei Kennzeichen der Kirche in der Augustana, deren sieben aufzählt, nämlich Wort, Taufe, Abendmahl, Schlüsselamt, Kirchenämter, Gebet und Kreuz, welche Kennzeichen er denn auch die sieben Sakramente der Kirche nennt. Man sieht, es ist die Summa der Mittel, die Zusammenfassung der Art, in der ein Mensch zu Gott kommt. Diese Mittel und diese Art können aber nicht, da sie menschlich, endlich geartet sind, die unendliche Verschiedenheit aufweisen, wie eine Gemeinschaft von Persönlichkeiten, sie müssen eine gewisse Einförmigkeit aufweisen. Diese Form wird sich im Laufe der Zeiten ändern, aber für eine größere Zeitdauer und vor allem für ein Land wird die Form die gleiche sein

können. Zwar wird der Gegensatz zwischen der Individualität der Persönlichkeit und der in einem Volke herausgestellten einheitlichen Art, zu Gott zu nahen, nie aufhören; und es gehört zu dem *χάρισμα τῆς κοινότητος*, sich dieses bleibenden Gegensatzes stets bewußt zu sein und die Pflicht eines Ausgleichs hier zu empfinden. Die Katholische Kirche des Mittelalters hatte in diesem Punkte im allgemeinen eine glückliche Hand, bis das nationale Bewußtsein mit der kirchlichen Katholizität in Konkurrenz trat. Der durchaus erwünschte und höchst löbliche Wahrheitsfanatismus in der heutigen Evangelischen Kirche kann gegen die so notwendige Einheit der Art der Kirche oft sehr unglückliche Wirkungen hervorrufen. Diese Erscheinungen sind unvermeidlich und müssen ertragen werden. Zeugen sie doch von wahrhaftem religiösen Leben, — aber man soll aus ihnen keinen Grund ableiten gegen das Recht einer national-einheitlichen Art, sich zu Gott zu nahen, gegen das Recht einer nationalen Kirche.

Also sollte wirklich dieser Gedanke einer einheitlichen christlichen Kirche deutscher Nation ernst genommen werden? Es sollte an eine Vereinigung deutscher Evangelischer und deutscher Katholiken gedacht werden können? Der größte katholische Theologe des 19. Jahrhunderts, Döllinger, hat bekannt¹⁶⁾, daß er „im Auslande ziemlich allgemein die Ansicht gefunden habe, daß es gerade der Deutschen Beruf sei, sich in dieser Weltfrage der Wiedervereinigung der christlichen Kirchen voranzustellen und der Bewegung Gestalt, Maß und Richtung zu geben“. Hier in Deutschland, wo die Entzweiung entstanden ist, muß auch die Versöhnung erfolgen, muß die Spaltung zu einer höheren Einheit führen. Das wäre dann die tragische Katharsis in dem großen Drama unserer Geschichte.

Aber wie mag das geschehen? Es wäre schon viel, wenn der kleine Streit in heimlicher Tücke und in offenem Haß einem großen, ehrlichen Ringen Platz machte. Sodann wollen wir uns vor allem vor dem Versuche hüten, durch gegenseitige Konzessionen zwei grundsätzlich widerstrebende Elemente vereinigen zu wollen. Eine kirchliche Einigung kann überhaupt nicht nach Wunsch und auf Bestellung gemacht werden, sondern sie kann nur aus einer solchen allgemeinen Bewegung der Gemüter entstehen, die durch stärkste Taten oder Ereignisse hervorgerufen ist. Sie kann nur da kommen, wo ein neuer großer Gedanke die Herzen bezieht und sie über die bisherige Lage hinaushebt. Ist ein solcher neuer zwingender Gedanke

jetzt, in der gewaltigen Zeit die wir erleben dürfen, vorhanden? Ja, in dem zu unserem freudigen Erstaunen in ungeahnter Kraft sich erhebenden nationalen Gedanken, in dem Gedanken an das Vaterland! Wir meinen vor dem Kriege, die sozialen Gedanken hätten alles Interesse auf sich gelenkt, aber siehe da, der vaterländische Gedanke steht jetzt zuhächst da. Er muß von den Kirchen ergriffen und gepflegt, christlich bestimmt und dadurch vertieft werden. Mancher wird staunend fragen, ob das nicht längst der Fall gewesen sei. Dem Inhalte nach wohl, aber er ist nicht genug zum Ausdruck gekommen und nicht klar in das Bewußtsein getreten. Man sehe in Luthers kleinem Katechismus in der Hausstafel für allerlei Heilige, Orden und Stände nach, da wird gehandelt von den Pflichten gegen die Obrigkeit und von den Pflichten der Untertanen, aber das Wort Vaterland kommt nicht vor. Der bedeutendste, sicherlich der einflußreichste Theologe an dieser Universität war Johann Gerhard. In seinem Hauptwerk, in den *locis theologicis* handelt er im 6. Bande im Rahmen der Drei-Stände-Lehre umfangreich de magistratu politico, und hier kommt auch wirklich unter den *officiis subordinum* die schüchtern Bemerkung vor¹⁷⁾, *subditi debent reipublicae amorem*, aber das Wort patria kommt ihm erst aus den Horazischen und Ciceronianischen Zitate in die Feder. Wenn wir weiterhin etwa Veit Ludwig von Seckendorfs Fürstenstaat und Christenstaat durchmustern, so ist nirgends der Standort der Vaterlandsiebe als einer besonders von der Kirche einzuschärfenden Pflicht eingenommen¹⁸⁾. Und bei Herder, der doch des Volkstums Wesen und des Christentums Geist so trefflich verstand, ist keine klare Erkenntnis davon zu spüren. Wir wissen den Grund: Vaterland und Liebe zum Vaterland sind uns Deutschen erst vor 100 Jahren in ein klares Bewußtsein getreten. Es wird höchste Zeit, daß die Kirche diesen Schritt vorwärts macht und sich über diesen Zuwachs ihres Pflichtenkreises selbst Rechenschaft gibt. Die Vaterlandsiebe muß der Kirche aus einer Velleität zu einem wichtigen und umfangreichen Locus ihrer Ethik werden, erkennbar und wirksam in Predigt, Jugendunterricht und Liturgie.

Dabei werden wir uns der hier drohenden großen Gefahr einer Entartung wohl bewußt bleiben. Die Pflege der Liebe zum Vaterlande verführt leicht dazu, auf das Große, Ganze direkt wirken zu wollen. Aber das universale Christentum ist als solches Individualreligion, es wirkt im

Kleinen, in der Bildung des inneren Lebens der Persönlichkeit. Verlassen wir diesen Boden, dann arbeiten wir nur auf den Schein nach außen, statt auf die Kraft des Geistes hin. Dann werden wir vielleicht noch einen künstlerisch ausgestatteten Kultus, aber keine immer neuen Verhältnissen gewachsene Kraft der Gesinnung mehr hervorbringen können. Wohin das führt, ist uns in den letzten Tagen an einem schlagenden Beispiel vor Augen getreten. Mit großer Kraft, so daß selbst protestantische Stimmen kritiklos miteinstimmten, wurden in der Presse und in den Kabinetten der Fürsten die Bemühungen des Papstes um den Frieden hervorgehoben und er als der Friedensstifter schon gepriesen. Aber der Bischof von Rom hatte es unterlassen oder hatte die rechten Mittel nicht gefunden oder nicht gehabt, auf die Gemüter seiner eigenen, nächsten Diözesanen kraftvoll, erfolgreich einzuwirken, denn gerade aus seiner Diözese loderte ein neuer Kriegsbrand auf. Die Richtung auf das Allgemeine, Universale muß stets über das Individualste der Persönlichkeit führen; und jede Kirche ist um des Christentums willen, nicht das Christentum um der Kirchen willen da.

Wir staunten im Anfange des Krieges, und wir dürfen es noch immer tun, über die in unserem Volke sich offenbarenden sittlichen Kräfte des Mutes und der Besonnenheit, der Begeisterung und des Ernstes. Diese sittlichen Kräfte sind in das Volk gepflanzt worden durch jahrhundertelange treue Pflege dieser Gedanken in der Kleinarbeit namentlich der christlichen Schulen. Wenn wir jetzt uns der Zuversicht getrüben, daß unser Volk nicht getötet werden kann, so beruht dieser Glaube nicht auf einer Illusion, in die wir uns hineingearbeitet haben, sondern auf der Gewißheit, daß ein Volk, in dem Ernst und Wahrhaftigkeit den Mut beseelen, dadurch sich der Gottheit nahe fühlen kann. Diese Gewißheit bietet zwar keine Gewähr des Sieges, — die bieten vielmehr einige andere Charaktereigenschaften und auch die meisten Batallione am entscheidenden Punkte — aber ihrem Volke das hohe christliche Gut eines guten Gewissens im Sieg oder auch im Untergange bewahrt zu haben, sei die neu erkannte Aufgabe einer einigen christlichen Kirche im deutschen Vaterlande!

Anmerkungen.

- 1) Aus der Fülle der aus gleicher Lage, d. h. während und nach Kriegen entstandenen deutschen Literatur über die Aufgabe einer Prüfung und Umgruppierung auch der kirchlichen Verhältnisse nenne ich nur: Planck, Über die gegenwärtige Lage und das Verhältnis der katholischen und der protestantischen Partei in Deutschland, Hannover 1816.
- 2) Protestantisches Taschenbuch von Hermens und Kohlschmidt, Leipzig 1905, Sp. 2391.
- 3) J. von Dollinger, Über die Wiedervereinigung der christlichen Kirchen. Sieben Vorträge. Nordlingen 1888, S. 19.
- 4) Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft von Lazarus und Steinthal, I. Bd., Berlin 1860, S. 48.
- 5) Eduard Meyer, Geschichte des Altertums, I. Bd. I. Hälfte II.
- 6) Hans Haas, Japans Zukunftsreligion, Berlin 1907.
- 7) Emil Schiller, Shinto, die Volksreligion Japans, Berlin 1911, S. 85 ff.
- 8) Hans Haas, ebendort S. 16 ff.
- 9) Theodor Kalian, Vier Kapitel von der Landeskirche, Schleswig 1903, S. 55.
- 10) Ebenda, S. 52.
- 11) Ebenda, S. 55.
- 12) Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst, 20. Jahrgang, 5. Heft, Mai 1915. Hier hat Budda seine Darlegungen wiederholt. In derselben Zeitschrift bietet er die drei Texte. Ich entnehme sie von dort:

Der holländische Text des Adriaanus Valerius nach dem Druck von 1626:

1. Wilt heden nu tredan vor God den Heere,
Hem hoven al loven van herten seer,
End' maken groot syns lieven naemens eere,
Die daer nu onsen vyant shaet tenneer.
2. Ter eerten ons Heeren wilt al u dagen
Dit wonder bysonder gedanken toch.
Maecht u, o menschl' voor Got steeds welte dragen,
Doet ieder recht en wacht u voor bedrog.
3. D' arglossen den boosen, om iet te vinden,
Loopit drossen en brieschen, gelyck een Leeu,
Soeckende wie hy wreedyck versindet
Of geven moecht een doodelycke preeu.
4. Bid, wakert end' maket, dat gijn bekloring
In 't quade, niet schade toch niet en valt.
U froomheid brengt den vyant tot verstoring,
Al waer syn ryck nog eens soo sterck bewalt.

Die sinn- und wortgetreue Übersetzung von Prof. Budda in Marburg:

1. Wir treten zum Beten vor Gott den Herrn,
Ihn droben zu loben mit Herz und Mund:
So rühmet froh seins lieben Namens Ehren,
Der jetzo unsern Feind warf auf den Grund.
 2. Zu Ehren des Herren wollt, weil ihr lebet,
Ihm danken ohn Wanken dies Wunder groß,
Vor Seinem Aug' stets rein zu wandeln strebet,
Tut Recht und sagt von Lug und Trug euch los!
 3. Der Böse, Arglose zu Fall zu bringen,
Schleicht grollend und brüllend, dem Löwen gleich,
Und sucht, wen er grausam mag verschlingen,
Wenn er versetzen mag den Todestreich.
 4. Wacht, fliehet, bestehet im guten Streite,
Mit Schande in Bande der Sünd' nicht fallt!
Dem frommen Volk gibt Gott den Feind zur Beute,
Und wär' sein Reich noch eins so stark unwallt.
- Der heute gebräuchliche Text der Wiener K. r. m. s. er und Weyl:
- Wir treten zum Beten Im Streite zur Seite Wir loben dich oben,
vor Gott, den Gerechten, ist Gott uns gestanden, du Lenker der Schrecken,
er waltet und halset er wollte, es sollte und fliehst, mögst stehen
ein strenges Gericht, das Recht siegreich sein. uns fernhin bei,
er läßt von den Schlechten Da ward, kaum begonnen, daß deine Gemeinde
nicht die Guten knechten, die Schlacht schon gewonnen, nicht Opfer der Feinde.
sein Name sei gelobt, du Gott warst ja mit uns, Dein Name sei gelobt!
er vergißt unser nicht. der Sieg er war dein. O Herr, mach uns frei!
 - 13) Wilhelm Wundt, Völkerpsychologie, III. Bd. S. 760 ff.
 - 14) Marco Minghetti, Staat und Kirche. Deutsche Übersetzung: Gotha 1881, S. 278.
 - 15) Etl. Ausg. 25, 359.
 - 16) Über die Wiedervereinigung der christlichen Kirchen, S. 138.
 - 17) Ioannus Gerhardt loci theologici, ed. Fr. Frank, tom. VI, p. 547 sq., Leipzig 1885.
 - 18) Von diesem summanischen Urteil können gelegentliche Äußerungen, in denen eine bessere Ahnung aufblitz, nichts abdingen, wie z. B. die in Seckendorfs Christen-Staat II. X. 14: „Aus dem Principio, welches hoffentlich keiner leugnen kann, daß nämlich ein jeder schuldig sei, vor seinem eignen Leib, Gut und Blut und für seine Obrigkeit und Vaterland sich zu wehren; sollte man es durchaus für keine Schande, sondern so hochnötig und unentbehrlich halten, als Reden, Lesen oder Schreiben, daß ein jeder mit Gewehr und Waffen umgehen könnte, und das müßte in der Jugend und nicht erst im Alter angefangen und gelehret werden.“ (Unter den Übungen, die schon in Friedenszeiten von der Jugend getrieben werden sollten, nennt Seckendorff weiterhin auch: „Man könne und sollte sie auch zu bequemer Jahreszeit einen Lauff-Graben aufwerfen und wieder einheben lassen.“) Das Wort „Vaterland“ kommt ja vor, aber doch nur nebenbei. Der rechte Gehorsam gegen die Obrigkeit geht allem anderen vor.

Preisarbeiten.

Ich wende mich nunmehr zu der Hauptaufgabe der heutigen Stunde, die Chronik der Universität aus dem verflochtenen Jahre, sowie die Preisaufgaben bekannt zu geben. Um mit diesen zu beginnen, so haben von den im vorigen Jahre gestellten Preisaufgaben die von der juristischen und der philosophischen Fakultät für die Carl-Friedrich-Preisstiftung, sowie die von der theologischen und der medizinischen Fakultät für die Jubiläums-Preisstiftung und die von der medizinischen Fakultät für die Josephinisch-naturwissenschaftliche Preisstiftung, ungleich die von der juristischen Fakultät für die Jubiläums-Stiftung der Thüringer Städte und die vom Verwaltungsausschuß der Schultz-Lupitz-Stiftung gestellten eine Bearbeitung nicht gefunden; dagegen hat die philosophische Fakultät zwei Bewerber für würdig erachtet, den im Januar d. J. fälligen Ertrag der

Karl-Volkmar-Stoy-Stipendienstiftung

je zur Hälfte zu empfangen, nämlich

- 1) den Dr. phil.-Georg Weiss aus Schwabach,
- 2) den stud. phil. Michael Ruder aus Hüttenbach.

Neue Aufgaben haben gestellt zur Bewerbung um die Preise

I. der Carl-Friedrich-Preisstiftung:

die theologische Fakultät:

„Wie weit und in welcher Weise ist die Ethik des Paulus von antestamentlicher, jüdischer und hellenistisch-philosophischer Ethik abhängig oder ihr verwandt?“

die medizinische Fakultät:

„Es sollen die Mischkristalle des kohlensauren Kalkes mit organischen Stoffen (Cellulose, Eiweiß etc.) studiert werden“.

II. der Jubiläums-Preisstiftung

die juristische Fakultät:

„Der Untergang der „Lusitania“ in völkerrechtlicher Beleuchtung“;

die philosophische Fakultät:

„Es sind die Eigenschaften der Zahlen zu ermitteln, die durch die Rekursionsformel

$$X_{p+3} = ax_{p+2} + bx_{p+1} + cx_p$$

miteinander verknüpft sind, wobei unter Umständen eine Beschränkung auf gewisse geeignete Wertesysteme der Koeffizienten a, b, c stattfinden kann“.

III. der Jubiläums-Stiftung der Thüringer Städte

die medizinische Fakultät:

„Die Tuberkulose-Sterblichkeit der Porzellanarbeiter Thüringens ist zu untersuchen“.

Einzureichen sind die Bewerbungsarbeiten für die Jubiläums-Stiftung der Thüringer Städte bis zum 15. Dezember d. J. bei dem Prorektor, für die übrigen Aufgaben bis zum 30. April 1916 bei dem Dekan der betreffenden Fakultät.

Die für die einzelnen Stiftungen bestehenden Vorschriften können bei dem Universitätsamt eingesehen werden.

Wenn es auch erklärlich ist, daß die Unruhe der Kriegszeit die Kommissionen nicht zu der für die Bearbeitung einer Preisaufgabe notwendigen Konzentration des Geistes kommen ließ, so muß es um so mehr als eine Ehrenpflicht empfunden werden, daß wir, denen draußen zu kämpfen nicht vergönt ist, im Lande die Arbeiten der Kultur nicht abbrechen lassen. Möchten die vorgenannten Preisaufgaben trotz der Unruhe der Zeit ihre Bearbeitung finden!

Chronik der Universität.

Die Chronik der Universität ist im verfloßenen Jahre eingesparrt in die gewaltigen Ereignisse, die unser Vaterland und eine ganze Welt noch in höchster Spannung erhalten. Der Schluß des vorigen Sommersemesters fiel mit dem Beginn dieses größten Krieges zusammen. Von den im letzten Sommer immatrikulierten 1920 Studenten eilten nahezu 1000 zu den Waffen.

Diese Zahl der mikkämpfenden immatrikulierten Studierenden unserer Hochschule erhöhte sich im Wintersemester, in dem die Gesamtzahl der Immatrikulierten 1694 betrug (darunter 100 Frauen), auf 1151. Im gegenwärtigen Sommersemester beträgt die Zahl der Immatrikulierten 1678 (darunter 138 Frauen), die Zahl der draußen stehenden Studierenden 1184. Von den Lehrern, Assistenten der Universitätsinstitute und Beamten stehen zurzeit 95 im Heeres- oder Sanitätsdienst. Hier rühmt sich unsere Hochschule, daß auch alle ihre Durchlauchtigsten Erhalter an den Mithrasalen des Feldzuges teilgenommen haben. —

Die Universität ist bemüht gewesen, den Zusammenhang mit den im Felde stehenden Universitätsangehörigen aufrecht zu erhalten; sie hat zu Weihnachten Jedem eine Liebesgabe ins Feld geschickt, der sich bald die Übersendung eines Heftes, enthaltend Treitschkes Politik, anschloß. Das Universitätsamt hat ferner eine Zusammenstellung der Kriegsteilnehmer, sowie der auf den Krieg bezüglichen Bekanntmachungen der Universitätsverwaltung veranstaltet und den im Felde Stehenden zugänglich gemacht.

Durch die tiefingreifenden Ereignisse des Krieges traten die anderen Veranlassungen zu einer öffentlichen Betätigung der Universität zurück. Demüthgedrückt hat die Universität es sich nicht nehmen lassen, am 31. März mit den anderen deutschen Hochschulen am Grabe Bismarcks durch

ihren Prorektor einen Kranz niederzulegen. Die eigene Begehung der Bismarck-Jahrhundertfeier hatte die Universität in Übereinstimmung mit den meisten anderen Hochschulen auf den 10. Mai, den Tag des Frankfurter Friedens, angesetzt. In würdigster Weise hat diese Feier stattgefunden. Herr Prof. Delbrück rief uns das Bild und das Werk des Säkularmenschen in die Erinnerung zurück. — Am 4. Mai überbrachte die Universität Herrn Prof. Haackel ihre Glückwünsche zu seinem 50-jährigen Jubiläum als ordentlicher Professor der hiesigen Universität. — An der Jahrhundertfeier der Erhebung des Herzogtums Sachsen-Weimar-Eisenach zum Großherzogtum beteiligte sich die Universität durch Übereichung einer Glückwunschtafel an Seine Königliche Hoheit den Großherzog, und in derselben Weise wurde der vor 100 Jahren erfolgten Gründung der Deutschen Burschenschaft gedacht. — Die Universität hat sich dagegen durch den Umstand, daß die meisten und kräftigsten Kommilitonen im Felde stehen, außerstande gesehen, das nach einem Senatsbeschluß stets an dem Tage der akademischen Preisverteilung zu begehende akademische Turn- und Sportfest in diesem Jahre stattfinden zu lassen. Möchte die nächstjährige Preisverteilung unter friedlichem Himmel auch diese Veranstaltung ins Leben treten lassen. —

Innerhalb des Lehnkörpers der Universität sind folgende Veränderungen eingetreten:

Der ordentliche Professor der Hygiene, Geheimer Rat Dr. August Gärtner, der hochverdiente erste Ordinarius seines Faches an der hiesigen Hochschule, trat am 1. April 1915 in den Ruhestand; zu seinem Nachfolger wurde der Geheime Ober-Medizinalrat Dr. Rudolf Abel, Vortragender Rat im Königlich Preußischen Ministerium des Innern in Berlin, ernannt. Das 2. Ordinariat für Mathematik wurde vom 1. Oktober ab dem außerordentlichen Professor Dr. Paul Köbe in Leipzig übertragen; dem Inhaber der Ritterprofessur, Dr. Johannes Meisenheimer, wurde die nachgesuchte Entlassung aus dem Verbands der Universität zum 1. Oktober gewährt. Der außerordentliche Professor D. Hans Haas folgte einem Rufe als ordentlicher Professor der Religionsgeschichte und vergleichenden Religionswissenschaft nach Leipzig. Der ordentliche Professor der klassischen Philologie Geheimer Hofrat Dr. Rudolf Hirzel ist auf sein Ansuchen vom 1. Oktober ab in den Ruhestand versetzt.

Zu außerordentlichen Professoren wurden ernannt die Privatdozenten

Dr. Wilhelm Schneider,

Dr. Albert Ritzel,

Dr. Albrecht Hase,

Dr. Eduard Pauli,

Dr. Stephan Stoy,

in der philosophischen Fakultät;

Dr. Johannes Stübel

in der medizinischen Fakultät

Dr. Johannes Schultz aus Göttingen habilitierte sich in der medizinischen Fakultät für das Fach der Psychiatrie.

Der i. Assistent des Universitätsmusikstudiums in Heidelberg, Hermann Poppert, wurde vom 1. Oktober ab an Stelle des nach Meiningen berufenen Professors Dr. Stein als Universitätsmusikdirektor angestellt.

Dem Oberlehrer Friedrich Buch wurde der Titel „Lektor für Vortragskunst“ verliehen.

Der Lektor für Französisch, Léon Desdoutis, ist infolge seines Eintritts in den französischen Heeresdienst als ausgeschieden zu betrachten; ebenso ist der Lektor für Englisch, Arthur Alexander Watts, aus dem Universitätsverbande ausgeschieden.

Dem Privatdozenten Dr. med. Engelhorn aus Erlangen wurde unter dem 3. Mai 1915 von den Regierung ein Lehrauftrag für Geburtshilfe und Gynäkologie während des Sommersemesters 1915 erteilt.

Die Institutsbauten haben auch in diesem Kriegsjahre nicht geruht: die Anbauten an das Mineralogische und das Physikalisch-technische Institut, sowie das Magazingebäude der Universitätsbibliothek wurden fertiggestellt. Ebenso der Umbau der alten Universität zum Seminarsgebäude. Doch ist das Gebäude infolge des Krieges noch nicht bezogen worden. Ein Anbau an das Hygienische Institut und der Erweiterungsbau der Bibliothek sind noch in der Ausführung begriffen. Der Neubau der mit dem Landwirtschaftlichen Institut in Verbindung stehenden Veterinärklinik ist vollendet worden.

Folgende Schenkungen sind unseren Instituten zugefallen:

der medizinischen Klinik aus dem Verlag von G. Fischer,

hier, die Zeitschrift für ärztliche Fortbildung;

der Frauenklinik und Entbindungsanstalt von Professor Stein

50 M. zur Wehnachtsbescherung und von Frau Dr. Baumeier ein

Kinderbild;

dem Staatswissenschaftlichen Seminar und seinem Pierstorff-

Fonds 100 M. von den Mitgliedern des Seminars;

dem Mineralogischen und Geologischen Institut von der

Carl Zeiß-Stiftung mehrere Instrumente;

dem Geographischen Institut von Herrn Professor von Seidlitz

40 Lichtbilder, von Herrn Professor von Zahn Handstücke für die

morphologische Sammlung, von Herrn stud. phil. Hans Weber aus Greiz

eine Sammlung von Handstücken für die Gesteinsammlung und von Herrn

Professor Halbfuß in Jena eine Sammlung von Karten der Seen der

Balkanhalbinsel, der kanadischen und mehrerer asiatischen Seen;

dem Physikalischen Institut von Glastechniker Bauer einige

Apparate;

dem Institut für technische Physik von der Allgemeinen

Elektrizitäts-Gesellschaft in Berlin 8 Nitallampen, von Amme,

Giesecke & Konegen in Braunschweig 21 Diapositive und von der

Varta-Gesellschaft in Berlin mehrere Akkumulatoren;

der Universitäts-Sternwarte von der Firma Carl Zeiß Ersatz

verbraucher Akkumulatoren und Umänderung der elektrischen Leitungs-

anlage;

dem Landwirtschaftlichen Institut von der Firma Carl Zeiß

4 Mikroskope;

dem Veterinärinstitut von den Großherzoglich Sachs. Bezirks-

tierärzten 9 Bilder der Gründer und bisherigen Dozenten der Veterinär-

anstalt und von der Carl Zeiß-Stiftung ein mikrophotographischer Apparat

mit Zubehör;

der Universitätsbibliothek Bücher von Dr. Fischer, Dr. von

Jezewski-Jena, Dr. Krüche-München, Professor Eucken-Jena, Dr.

Wiedemann-Hamburg, Exzellenz Schultze-Jena, Oberinspektor Schultze-

Jena.

Außerdem wurden für die Ernst Häeckel-Stiftung 30 000 M. seitens des Monistenbundes geschenkt und derselben Stiftung 1500 M. von einem Ungenannten.

Die Universität spricht allen Geschenkgebern ihren aufrichtigen Dank aus. Sie weiß es zu schätzen, daß trotz der mannigfachen Anforderungen, die der Krieg an alle stellt, die Freigebigkeit für unsere Hochschule nicht ausgesetzt hat.

Ich komme endlich zu derjenigen Mitteilung, die in jedem Jahre in der Universitäts-Chronik enthalten ist, die aber in diesem Jahre sowohl ihrem Umfang wie ihrer Art nach eine besondere Bedeutung hat. Wir gedenken der in diesem Jahre gestorbenen Mitglieder der Universität. Zuerst des Durchlauchtigsten Erhalters Seiner Hoheit des Herzogs Georg II. von Sachsen-Meiningen, der am 25. Juni 1914 seinem Lande, dem deutschen Vaterlande und uns entrissen wurde. Scharfer Verstand und lebendiges Interesse ließen ihn die Angelegenheiten der von ihm geliebten Universität aus dem Auge verlieren. Wir legen einen Kranz dankbaren Gedächtnisses auf sein schlichtes Grab.

Aus der akademischen Lehrer Mitte starb der ordentliche Professor des römischen und bürgerlichen Rechts, Geheimer Justizrat Dr. Erich Danz am 27. November 1914. Sein praktischer Sinn hat seiner Wissenschaft manche Bereicherung gebracht.

Es starben ferner aus der Studentenschaft der Student der Staatswissenschaften Spiridion Carpus aus Tulcea am 6. August 1914, der Student der Medizin Kurt Köcher aus Gera am 9. August 1914, der Student der Rechte Walter Trömer aus Hamburg am 15. August 1914 und der Student der Geschichte und Philologie Cäsar Schaeffner aus Vloho am 30. Mai 1915.

Nun aber dehnt sich die Totenliste der Universität aus diesem Jahre, wenn ich die für das Vaterland Gefallenen in langem Zuge vor dem umflorten Auge unserer Erinnerung einherwallen lasse. An ihrer Spitze nenne ich den Fürsten und die zwei Fürstensöhne aus dem unserer Universität verwandten und zugehörigen Meinungenschen Herzogshause. Sodann unseren lieben Kollegen, den Professor für Physik Dr. phil. Karl Baedeker, der am

6. August beim Sturm auf Littich fiel, und den Assistenten des Instituts für technische Chemie Dr. phil. Paul Menge, der am 27. November bei Ypern den Heldentod erlitt. Ihnen folgen 118 immatrikulierte Studenten unserer Hochschule! Die Kommilitonen singen bei ihrer höchsten stundenweisen Feier des Landesvaters den Vers:

Hab und Leben Dir zu geben sind wir allesamt bereit,
Sterben gern zu jeder Stunde, achten nicht der Todeswunde,
Wenn das Vaterland gebet.

Unsere gefallenen Kommilitonen haben diese Worte wahr gehalten. Wo ihr Leib auch ruhen möge, ob hier oder in fremder Erde, oder im Meere, heute gedenken wir ihrer mit stolzer Trauer!

Requiescant in pace et lux sempiterna luceat eis!

